

Eine Seemanns-Erinnerung von Christian Bentard (Oberstfeld).

„Morjen, Kriskhan!“
„Morjen, Kock!“
„Sega mal, min Kriskhan, wullst Du nich mal taufien, wat dai wedder mit den allen Schornstein is?“

Obgleich ich als Volontär diese Zumuthung einfach hätte zurückweisen können, und trotzdem mir die Wachmannschaft mit boshaften Seitenblicken nach dem alten, schon etwas steifen Kock abzwinkte, stieg ich auf die Nagelbank am Fockmast und von da auf das russische Holzdeck der Kombrüse (Schiffs-Rüche), deren blankgeputzter Kupferfornstein ganz niederträchtig qualmte. Seine drehbare Oeffnung stand gegen den Wind, ein Rud und dem Schaden war abgeholfen.

„Ist's nun gut?“ fragte ich, als ich wieder unten war, und steckte die Nase durch den Spalt der Kombrüsthüre, die mit einem dantbaren „Jawoll, min Jung, min Jung tumm' man rin!“ ausgehohlet und hinter mir rasch wieder geschlossen wurde. Jan Boller ließ sich nämlich in der Ausübung seiner Kunst nicht gern in die Karten gucken; unbesugte Einbringlinge pflegte er mittelst nachdrücklichen Gehörsperrens zurückzuweisen.

Ich setzte mich auf die Herdbank neben den Kock und kniff die Augen zu, so tauchte es hier. Dagegen war's im Freien, trotzdem wir im Kanal von Mozambique, also in den Tropen, segelten, in der letzten Stunde vor Sonnenaufgang empfindlich kühl, und zudem hatte ich im ganzen Schiffe keinen so guten Freund wie hier in der Kombrüse. Daß ich den alten Suppen-schmid rein platonisch geliebt hätte, will ich freilich nicht behaupten — mein Gott, ich zählte achtzehn Lenze, ausgiebige Bewegung in frischer Seeluft, so wie ein feines Verständniß für die Vorzüge mit Liebe zur Kunst bereiteter Freundschaftsbreden thaten das übrige.

Immerhin war es in erster Linie der eigenthümliche Reiz seiner Persönlichkeit, der mich zu Jan Boller hingog. In dem scharfgezeichneten Gesicht des hageren Mannes standen die Abenteuer und Gefahren einer dreißigjährigen Seefahrtszeit förmlich eingegraben, und wenn er befragt, „ein Garn spannt“, wie der Seemann das Erzählen seiner Erlebnisse nennt, dann war es eine Lust, ihm zuzuhören. Dabei schmit er nur selten verächtlich auf, thut er's aber, dann wirklich es ein schelmisches Lächeln der Hausfalten zwischen Augen und Schläfe.

Augenblicklich sah er, den untermeidlichen Kalkstummel zwischen den Zähnen, neben mir und starrte den Wassertopf an, den er beigestellt hatte, der Wache ihren Morgen-Kaffee zu kochen. Zuweilen spudete er gegen die Feuerthür, daß es laut zischte. Dann nickte er befriedigt: das Feuer brannte gut.

„Wenn uns nur nicht noch die Franzosen kapern, ehe wir Sansibar erreichen“, zedelte ich ihn nach einer Weile an.

Der Kock erhob sich, zog mit dem noch nicht abgebrochenen Ringel einer Fischehaube den Docht der über dem Herde schwebenden Kolossal-Lampe eine Stüd weiter heraus und entaagete: „Keine Angst, die halten sich drüben im Osten von Madagaskar auf, bei Mauritius und Reunion. Weißtst: haben die auch gar keine Manuurs (nach dem englischen „Man of war“, Kriegsschiff) hier draußen.“

Ich hatte zwar in Kapstadt gelesen, daß die Franzosen — wir schrieben den 30. Dezember 1870 — fast alle verfügbaren Marinemannschaften in die Landarmee eingereicht hatten, immerhin lag es nahe, daß die in den Kolonien stationirten Kriegsschiffe sich hier wie anberwärtis die Zeit damit vertrieben, deutsche Kaufleute als gute Preise aufzubringen. In dieser Befürchtung hielt ich auch unter Kapitän möglichst nahe an der unter englischen Schutze stehenden afrikanischen Küste; über Nacht hatte sich jedoch der Wind gedreht, der uns jetzt mehr und mehr vom Festlande abdrängte.

Nachdem ich dem Alten meine Bedenken geäußert, meinte er trocken: „Wenn's hart kommt, laufen wir nach Madagaskar hinüber auf den Strand, ziehen Steinfelsen an und gehen dann an Land in den Busch.“

„Und lassen uns von den Wilden freifen“, erwiderte ich.

„Jan klopfte seinen Kalkstummel aus. „Nix da! Die Homas sind gewitterische Kerls, aber keine Menschenfresser, sonst wäre ich nicht hier. Hab ja doch unter ihnen gelebt.“

„Unier den Homas?“ rief ich überrascht. „Dabon habi Ihr mir ja noch gar nichts erzählt. Das müßt Ihr nachholen und zwar gleich.“

So schnell ging das nun freilich nicht. Erst mußte die Wachmannschaft ihren Kaffee haben.

„An der Schule. Lehrer: „Was weißt Du von der Gans?“ Schüler: „Man kann sie schlachten.“ Lehrer: „Und was noch?“ Schüler: „Man kann sie essen.“ Lehrer: „Nur weiter!“ Schüler: „Man kann sie rupfen.“ Lehrer: „Nun und was bekommt man dann, wenn man sie rupft?“ Schüler (schweigend). — Lehrer: „Was habi Ihr denn zu Hause in Euren Betten?“ Schüler: „Wangen!“

ler sein Madagaskar-Erlebnis zu schildern: „Anno 45 war's — Gewitterböe im Kaffee-Geschirr, Schürfen und Kludsen —, ich fuhr damals noch als Ratose“, — erneuter Windstoß. Dreimännerflur, — „tonnte aber schon verdammt fit tochen.“

Wieder erfolgte die übliche Pause, dann sprach mein Gewährsmann etwas flüchtiger: „Wir hatten in einem Tornado unser Schiff verloren, und ich verheuerte mich in Lagos auf einen englischen Manuar. Zuerst — Kreuzbramstengenbomb —!“

Jan hatte getrunken, ohne zu blasen und sich den Mund verbrannt. Mit einer energischen Bewegung stellte er sein Trintgeschäß bei Seite und griff wieder zum Kalkstummel. So, jetzt konnte er fortfahren: „Zuerst kreuzten wir im Atlantik gegen amerikanische Sklaven-Schiffe, dann triegten wir Segel-Ordres nach Port Elisabeth. Ein ganzes Schwadron fand sich dort zusammen, das nach der Ostküste von Madagaskar segelte. Wir sollten die auf der Insel ansässigen Engländer schützen. Damit auch seinen Leuten nichts geschehe, hatte auch der Franzmann eine Flotille hinausgeschickt.“

„Vorher war es ganz friedlich zugegangen auf Madagaskar“, holte Jan zu einem geschichtlichen Rückblick aus. „Der Howatönig — Radama hieß er ja wohl — hatte, da ihm die Engländer jährlich 8000 Pfund Sterling zahlten, den Sklavenhandel abgekauft, Schulen eingerichtet, und mit den Missionaren und Kaufleuten hielt er gute Freundschaft. Aber John Bull wollte für sein Geld auch etwas für sich haben, er verlangte immer mehr Rechte, und Freund Franzmann nahm eine kleine Insel an der Küste um die andere weg.“

Die Königin, — ein gewitterisches Frauenzimmer, ich hab sie selbst kennen gelernt, — hat aber scharf aufgepaßt, und weil ihr Mann keinen Ratsehl mit den Weissen wollte, hat sie ihn vergiftet, und seitdem war der Teufel los auf der Insel: die Schwarzröde wurden fortgejagt, die betretenen Homas mußten wieder fliehen werden und wer sich von den Fremden etwas herausnahm, wurde kalt gemacht. Die englischen und französischen Kaufleute flüchteten an die Küste von Tamalabe und wir setzten Truppen an Land, die Schwarzschmitten Moritz zu lehren.“

Die Landung verlief glatt, und wir rüdten — die Franzosen auf dem linken Flügel, die Engländer auf dem rechten — munter durch die Küstengebiete vor. Die Homas hatten sich in ihre Berge zurückgezogen, nur hier und da tauchte einer aus dem hohen Sumpfsgras auf, und knallten wir weg.“

Der Erzähler unterbrach sich und beobachtete mit scharfem Auge einen jollanagen braunen Käfer, der hinter dem Herd herbor an der rauchgeschwärzten Kombrüsenwand hinaufkroch; einer jener verächtlichen Raterlaten war's, die, aus den Tropen eingeschleppt, nun auch schon in Europa als eine Hauptplage empfinden wurden. Jan Boller mochte, in seine Kriegserinnerungen versunken, den flinken Schächler für einen Howa-Kundschafter ansehen, er spitzte den Mund, zierte und — plä! hatte er den Vorwärtigen „weggetrollt“, ohne die dort hängenden Topfdeckel und Löffel auch nur im geringsten zu streifen. Jan Boller war ein durchaus reinlicher Kock; wäre er seiner Sache nicht ganz sicher gewesen, er würde den „Schuh“ nimmermehr gewagt haben.

„Schon nach zwei Tagen waren wir aus der Sumpfebene heraus im trodenen Hügelland“, spann unser Suppen-schmid sein Garn weiter. „Lobte wätern wir noch keine, aber durch 3000 Kranke mußten zur Küste zurückgebracht werden — das gewitterische Fieber! Im Busch, durch den wir jetzt marschieren mußten, war's gesünder, doch dafür hatten wir umsonst vor giftigen Insekten zu leiden und solchem Gezeug. — Auch die Wilden, die jetzt vor uns aufstauten, machten uns hier tüchtig zu schaffen; hinter jedem Felsen, aus jeder Schlucht schossen sie hervor, aber zu fassen waren sie absolut nicht.“

Am fünften Marschtage lockten wir gegen Abend in einer großen Waldlichtung ab. Wir hatten Pöfelfleisch und Sackfuchen im Pott, und dazu sollte es eine doppelte Ration geben, denn der englische General feierte seinen Geburtstag. Da knatterten plötzlich die Flinten, und die Franzosen, die weiter oben lagerten, kommen uns Hals über Kopf auf den Leib, hinter ihnen her die Wilden, unzählbar wie ein Matreleischwarm. Wir lassen natürlich das schöne Essen liegen und laufen nach den Schießregeln, da sitzen uns aber auch schon die Homas auf dem Pels, rennen dem einen den Speer durch den Leib, schlagen dem andern den Verbandskasten ein, und so weiter. Nun hieß es: alle Segel beiegeht und ausgetrieben! Die Offiziere wollten den Strom aufhalten, doch sie werden von den eigenen Leuten über-segelt, Lager, Waffen, Vorräthe, alles fällt dem Feinde in die Hände.

Ein paar Hundert der Unfrigen mußten in's Gras heißen; wer gefangen wurde, mußte über die Klänge springen. Auch mich hätten sie ganz gewiß abgeschlachtet, wäre ich nicht damals schon ein so guter Kock gewesen.“

Ob dieser Wendung überrascht, blidte ich meinen Gewährsmann etwas ungläubig von der Seite an. Er fuhr, doch mit unveränderter Ernst fort: „Als ich mit durchschlichem Wein in's Lager vor die Königin geschleppi-

wurde, hatten sich die Sieger schon über unser Essen bergemacht, und um den Sackfuchen rissen sie sich förmlich. Auch die Königin, ein unschieriges Fahrzeug, breit und plump wie ein holländischer Kuff, taute auf beiden Baden und hätte wohl gar nicht aufgehört, wäre nicht das meiste noch weggefressen gewesen. Jedenfalls gelüftete sie nach mehr, denn sie fragte mich — sie konnte einen ziemlichen Mund voll Englisch reden —, ob ich dieses gute Gericht bereiten könne.“

Ich hätte den Teufel gethan und „Nein“ gesagt, selbst wenn ich mein Lebtag noch keinen Sackfuchen gekocht hätte; so aber konnte ich mit gutem Gewissen bejahen. Aber meine beiden Mitgefangen mühten mir dabei helfen, sagte ich, denn in meiner Nähe fanden zwei meiner Kameraden, denen ich bei dieser Gelegenheit den Hals zu retten gedachte.

Nachdem sie uns die Hände losgebunden, suchten wir aus den noch nicht gelüberten Proviantvorräthen Mehl, Zucker und Gewürz hervor. Eier nutzten die Homas herbeischaffen, und so gingen wir frisch an's Werk. Die Homas pasten genau auf. Wahrscheinlich wollten sie uns die Kunst abgucken und uns dann doch noch den Hals abschneiden, darum machte ich beim Zeichnenrühren allerlei Hofuspokus, so daß ihnen ganz unheimlich zu Muth wurde. Sie hielten mich für eine Art Zauberer.

Der Sackfuchen fiel gut aus, und nun war ich als Mundloch der Königin plötzlich ein großes Thier. Man heulte sorgsam meine Bunde, und auch meine Kameraden, die doch um die Welt nichts von Kochen verstanden, waren fein heraus, bis die Königin eines Tages ungnädig wurde — der Sackfuchen schmeckte ihr nicht mehr. Es fehlte etwas daran, ließ sie mir sagen, und wenn ich's bis morgen nicht herbeischaffe, dann sehe es was.

Ich mußte sehr wohl, woran es fehlte, an Gewürz, Zimmt und Muskatnüsse waren noch genug da, aber das Kardamom war alle geworden. Woher nun Ersatz beschaffen?

Einer meiner Mitgefangen, ein Irlander, mußte Retz. „Wachsen Muskat und Zimmt hier wiß, dann werden wir auch Kardamom hier finden“, sagte er und machte sich auf die Suche. Bald kam er mit einer Handvoll großer Samenfrüchte aus dem Busch zurück und schwor, das sei Kardamom. Er hatte, wie er sagte, einmal in einer indischen Gewürzplantage gearbeitet, wo Kardamom gezogen wurde, das ganz genau so ausah.

Da das Zeug so sonderbar roch, traute ich ihm nicht recht, dachte aber, verderben kann's nicht viel, und ried davon unter den Sackfuchenteig. Als er gar war, versuchte ich eine Messerspitze voll. Er schmeckte nicht übel, und der dritte Kamerad besetzte das Gericht; ab, damit er doch auch etwas that.

Es dauerte indessen nicht lange, da kam er, blaß vor Schreden, wieder angegraut und rief: „Nicht, oder sie schneiden uns die Hälse ab. Der Sackfuchen — Gift war's, kein Kardamom! Die Königin, die ganze Bande von Schwarzschmitten halten sich die Bände und trümmen sich wie harpunirte Zimmerler. Nun aber ganz schnell fort von hier, oder —“ er konnte nicht mehr weiter.

„Ich sah mich nach dem Irlander um, welcher uns die Giftstoffe gebracht hatte, der war aber schon längst über alle Berge, und so rissen wir halt ebenfalls aus, da ich wenig Lust verspürte, mit von den schwarzen Gallanten den Garaus machen zu lassen. Das Bauchgrimmen der Homas muß doch sehr arg gewesen sein, denn sie sind nicht dazu gekommen, uns gleich zu verfolgen. Wir erreichten ungeschoren den Busch und nach achtzigem Umherirren Tamalabe, das die Franzosen noch besetzt hielten.“

Hätte der gewitterische Irlander nicht den Felsstreich gemacht, ich könnte heute ganz bestimmt der erste Mann auf Madagaskar sein“, so schloß Jan Boller seine Erzählung.

Prüfend sah ich nach den verrätherischen Hautfalten; sie erschienen unbedenklich wie aus Stein gemeißelt. Das Erzählte war demnach der Hauptsache nach unzweifelhaft wahr; das übrige glaubte der Erzähler, der sein Kupfergeschirr mit einem Fetttappen abzureiben begann, selbst.

„Haben denn die Engländer und Franzosen die Scharte nicht ausge-meßt?“ fragte ich nach einer langen Weile. „Bis heute noch nicht. Sollten aber die schwarzschnütigen Homas —“ Das unvertennbare Geräusch beschlagender Segel und ein wildes Geschrei außerordentlich ließen ihn verstummen. — An Derd ließ die ganze Wachmannschaft durscheinander.

„Raum war das Tauschgeschäft, welches mit großer Schnelligkeit ausgeführt wurde, erledigt, da brachten wir wieder voll und verlornten unsern Kurs weiter. Einer der Homas rief noch dem Kock zu, wie es denn mit dem deutsch-französischen Kriege stehe? Jan Boller, der ein herabhaftes Briemchen „adter de Kufen“ hatte, spudte in den indischen Ozean hinaus, von dem ein erlecklicher Theil für einige Augenblicke braun gefärbt erschien. Darauf erfolgte die Antwort, begleitet von einer drastischen Armbewegung, die von den französischen Feindlichen Homas mit hellem Jubel begrüßt wurde. Sobann feuerten die braunen Händler singend nach ihrer schönen Heimatinsel zurück.“

Sonderbare Wanderungen in der Thierwelt.

Von Dr. E. P.

Bei manchen Thierarten blüht der Reizepport so lebhaft, wie nur bei irgend einem begeisterten Anhänger Wädelers, und die meisten dieser Thierarten sind, wenigstens ihrem Aussehen nach, im Allgemeinen ganz gut bekannt. Denn wer hätte z. B. noch keinen Lachs gesehen? Er ist sehr anziehend, wenn er in holländischer Sauce auf der Tafel erscheint; aber er ist um seiner Gewohnheiten willen doch noch viel interessanter im lebenden Zustande. Eben der Lachs ist nämlich ein Tourist „comme il faut“. Seine Eier legt er bekanntlich im Süßwasser nieder; ein wenig hübsches Fischehen entwickelt sich aus ihnen, aber im gegebenen Momente zieht der junge Lachs, den die Engländer dann „smolt“ nennen, sein Reiselied an, indem er den ganzen Körper mit einem prächtigen metallischen Glanze bedekt, und die bis dahin isolirt lebenden Thiere formiren sich zu einer Leuchtigen Karawane, um die Seereise anzutreten. Es fehlt ihnen auf dieser Wanderung nicht an Hindernissen, wie der scharfe Zahn des gefährlichen Hechts, das Netz des Fisches, eine gefährliche Strömung u. dgl. m. Endlich erreicht der Zug die Flußmündung und nach einem kurzen Klimaxations-Aufenthalte im halbkalten Wasser flüht das junge Lachsgehele in den ewigen Ozeanos. Was es da macht? Dies ist leider — zur Schande der Ichthyologen sei's gesagt — gänzlich unbekannt; wenn aber die Lachse nach sieben bis acht Wochen wieder an der Flußmündung erscheinen, um die Küstsee anzutreten, sind sie jedenfalls bemaßen verändert, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Der „smolt“, der vor seiner Rundreise 2—300 Gramm wog, hat jetzt eine Schwere von einhalb bis zwei Kilogramm, ein schöner Beweis für die trügliche Wirkung der Reisen für die Jugend. Wieder machte der Zug erst eine kurze Zwischenstation, dann segt er sich, die Alten an der Spitze, in Bewegung. Bei diesem merkwürdigen Aufstiege hält bekanntlich die Lachse nichts auf. Nege werden gerissen oder umschwommen; hat einer der Fische einen Ausweg gefunden, so folgen ihm die anderen sogleich nach und rangiren sich wieder in der alten Ordnung. Sagt ihnen die Temperatur und Beschaffenheit des Wassers zu, so reifen sie ganz „con amore“; wollen sie Unbequemlichkeiten oder Gefahren entgehen, so können sie bis zu zehn Meilen in der Stunde zurücklegen. Wasserfälle überwinden sie mit Hilfe ihres sehr kräftigen, ihnen als Rudel dienenden Schwanzes; oft fallen sie dabei zurück, aber immer wieder nehmen sie ihre Anstrengungen auf und besonders wenn der Führer des Zuges den Wasserfurch glänzlich überstanden hat, werden sie verdoppelten Eifer an die Aufgabe. An allzu schwierigen Stellen erleichtern ihnen dann die von den sorgsam Fischen aufgestellten „Lachsbrücken“ den Uebergang.

Andere Fische theilen die Reisedisposition mit den Lachsen. Die Elfen wandern, um zu laichen, die Flüsse sehr weit hinauf; so bereisen sie z. B. die Jfere bis hinter Grenoble. Die Stinte, Störe und Lampreten legen die gleiche Rundreise zwischen Süßwasser und See regelmäßig zurück. Die Aale sind tüchtiger und wandern, wenn es ihnen bequemer ist, auch über Land. Als ein wahrer „Ade-trotter“ kann vollends der indo-chinesische Kletterbars bezeichnet werden, der durch die Felder, die Reisplanzungen u. spaziert und sogar im Stande ist, auf die Bäume zu klettern, um in ihren Zweigen frische Luft zu schöpfen.

Doch genug von diesen stummen Reisen. Sie finden auch in der Welt der Säugethiere ihre Genossen, und da ist besonders der Lemming, ein norwegisches Bergmaus merkwürdig. Ihre weiten Reisen sind noch nicht in jeder Hinsicht aufgeklärt; sie erfolgen nicht periodisch, vielleicht einmal in 10 oder 20 Jahren; manche behaupten häufiger. Gewöhnlich erfolgt der Antritt der Reise im Herbst, seltener im Sommer. Die Richtung der Wanderung geht nach dem nördlichen Eismeer oder nach dem baltischen Busen und ist gewöhnlich dem Laufe der Flüsse und Bäche parallel. Wie auf ein Signal steigen im gegebenen Zeitpunkte diese kleinen Nagethiere in ungeheuren Massen von ihren Bergen in die Ebenen und Thäler hinab, und formiren sich zu gewaltigen Kolonnen. Sie zerstören alles, was sie auf ihrem Wege finden, und pflügen in den Boden Furchen von 4 bis 6 Cm. Tiefe zu graben, die von einander mehrere Fuß entfernt sind. Nichts kann sie von ihrem Wege ablenken, nichts aufhalten. Sieht ein Mensch auf ihrem Wege, so gleiten sie durch seine Beine hindurch; Getreide-

oder Heuschaber werden durchragt; Felsen umgeben sie, um sogleich wieder die grablinige Richtung einzuschlagen. Ein See hindert ihren Weg — sie durchqueren ihn in gerader Linie, wie breit er auch sei, und oft in seinem größten Durchmesser. Treffen sie dabei auf ein Boot, so überleten sie es und werfen sich auf der anderen Seite wieder in's Wasser. Sie werfen sich in den reißendsten Fluß, seltener sie auch darin ertrinken. Diese Massen von ihren Bergen in die Ebene gehen doch viele in den Flüssen unter. Der Fuchs, der Bär, der Marder, die Raubvögel, die Krage, das Rennthier verfolgen sie und selbst der Hund macht sich, anscheinend allerdings mehr zu seinem Vergnügen, über sie her. Endlich machen das Eismeer und der baltische Golf diesen seltsamen Zügen ein Ende. Welches eigentlich ihre Ursachen sind, hat man noch nicht feststellen können.

Ein näher Veranorteter des Lemmings, die Felder, hat ähnliche, aber regelmäßigerer Gewohnheiten. Sie bewohnt die Ebenen Sibiriens von Obi bis Kamtschatka und verläßt nach Jaroslaw mit seltenen Ausnahmen jedes Jahr diese Gegend, im Anfang des Frühjahrs, um sich immer in gerader Richtung, quer durch Flüsse und Berge, nach Westen zu bewegen. Diese aus Tausenden bestehenden Karawanen werden von den Robeln und Füchsen begierig und erbeiden bei den Flußübergängen große Verluste; trotzdem verfolgen sie, kaum ein paar Stunden auskubend, ihren Weg, kommen um die Mitte Juli in Oholta an und kehren im Oktober nach Kamtschatka zurück, von den ärmlischen Einwohnern dieses öden Landes mit großer Freude begrüßt, weil die Vorräthe, die das Thier in Höhlen u. dergl. aufhäuft, für sie eine werthvolle Hilfe im Winter bilden. In Mitteleuropa ist dies Thier vielmehr als eine wahre Landplage herkäufig, da es infolge seiner geradezu erschreckenden Vermehrung ganze Provinzen ruinirt hat. Nach Pausanias mußten die Bewohner einiger ionischer Städte, nach Diodor die von Cosa (heute Orbitello) vor der Invasion dieser Nagethiere fliehen. 1818 erschienen sie in solchen Massen an rechten Rheinufer, daß jeder Bauer den Befehl erhielt, täglich 12 Rattenköpfe gegen einen Gulden Belohnung bei der Behörde abzuliefern. Infolge dieses Erlasses wurden allein in Offenbach 47,000 dieser Nagethiere binnen drei Tagen getödtet.

Sehr interessant ist durch seine Reisen der südafrikanische Springbock, der alle 4 bis 5 Jahre südwärts wandert, dann gleichfalls alles vertilgt, was er antrifft, und so in einer Nacht die ganze Arbeit des Pflanzers vernichtet. Gordon Cumming sah einmal solch einen Wanderzug von Springböden. Die ganze Ebene war buchstäblich von den Thieren bedekt; sie bewegten sich langsam vorwärts, drangen wie ein Strom zwischen zwei Hügel hervor und verschwand etwa 1 Meile nördwestlich hinter einer Anhöhe. Während zweier Stunden passirten diese endlosen Massen zwischen den Hügel durch. Gordon Cumming ritt in der Zug hinein und erlebte mit seinen Begleitern 14 Thiere; er hätte ebensogut 30 oder 40 schießen können. Er schildert das Schauspiel als ein ganz unbeschreiblich großartiges und schätze die Zahl der Thiere eines solchen Zuges auf mehrere Hundertausend.

Wähnliche Reisen unternehmen auch die Kwaggas, die Zebras, die Bisons u. s. w.

Die größten Reiselustler und Reiseliebhaber der Thierwelt sind ja aber bekanntlich die Vögel. Sie sind wahre Virtuosen des Reisens und enragierte Touristen. Sie verschmähen nahe Winterquartiere und suchen sich Sommerfrischen in zuweilen phantastischen Entfernungen auf. Die Gründe dieser ungeheuren Wanderungen sind noch keineswegs bekannt. Nur in einzelnen Fällen vermögen wir die Ursachen zu erkennen; so bei den amerikanischen Wildtauben, die in so großen Schwärmen leben, daß sie binnen einem oder zwei Tagen alles verwüsten haben und daher genöthigt sind, andere Stätten aufzusuchen, um Futter zu finden. Ihre Zahl ist in der That ungläublich; ein Beobachter hat an den Ufern des Ohio einmal in 21 Minuten nicht weniger als 163 Kolonnen gezählt, die zusammen aus weit über einer Milliarde Individuen bestanden. Danach kann man sich eine Vorstellung von dem Schaden machen, den diese Vögel anrichten, wenn sie sich auf ein kultivirtes Terrain niederlassen. Man schätzt sie dann auch mittelstlos zusammen.

Im ganzen scheinen die klimatischen und atmosphärischen Momente bei den Wanderungen der Vögel doch weniger entscheidend zu sein, als die Nahrungs-sorgen. Die einzelnen Arrangements der Reisen sind bei den verschiedenen Gattungen sehr mannigfaltig. Bei den Hähnen reist nur ein Theil der Individuen; andere Vögel wandern immer erst nach mehreren Jahren aus; ganz besonders merkwürdig ist das Steppehuhn, das uns nur alle 25 Jahre die Ehre seines Besuches schenkt; das

nächste Mal wird man es im Jahre 1913 willkommen heißen dürfen. Die richtigen Wanderbögel suchen nicht beliebige Sommer- oder winterliche Winterfrischen auf, sondern haben schon von ihren Vorfahren die Kenntniß guter Plätze geerbt und suchen Jahr für Jahr das wohlvertraute Heim auf. Die Mehrzahl der europäischen Wanderbögel bricht im Anfang des Herbstes auf. Einige, wie die Batschinnen, reisen einzeln oder paarweise; die Mehrzahl aber wandert in größeren oder kleineren Schwärmen. Die Störche z. B. sammeln sich fleißig klappernd am Rande eines Sumpfes und erheben sich alle zusammen zu großer Höhe. Dort drehen sie sich noch einen Augenblick, als ob sie mit Bedauern von ihrem Neste Abschied nehmen und wenden sich dann grade nach Süden. Ihre Zugordnung ist leistungsfähig, eine Disposition, die höchst praktisch ist, um die Luft zu durchschneiden. Der führende Storch leitet offenbar eine erheblich schwerere Arbeit, als die anderen; er spielt die Rolle der „Schrittmacher“ auf den Rennbahnen. Sobald er ermüdet ist, läßt er sich durch einen anderen Reisegenossen ersetzen. So geht's in streng geordnetem Zuge dem Süden zu; kommt der Frühling, so erscheinen die Wanderbögel wieder, doch nicht immer in der gleichen Anordnung wie bei der Abreise. Die Schwärme z. B. verlassen Deutschland in Schwärmen, aber sie kommen in einzelnen Paaren als glückliche Hochzeitsreisende wieder zurück. So fehlt denn auch diese besonders interessante Gattung nicht unter den Hundstenden der Thierwelt.

Der Schleier

ist neuerding sin seiner Bedeutung als unentbehrliche Toilettenzubehörf. Man spricht davon, daß er aus der Mode kommen werde, und es heißt, daß die Frauen von nun an mit ihren wirklichen Gesichtern herumgehen wollen. Bei dieser Lage der Sache versucht nun ein englisches Blatt eine Scherzrettung des Schleiers. Es ist sicher, daß der Schleier nicht ohne Kampf aufgeben werden wird. Es giebt auch Beispiele, in denen das intuitive Gefühl der Frauen gegen alle Schneider- und Putzmacher Front gemacht hat. Es ist noch nicht lange her, daß man in Paris die Neigung zeigte, die Crinoline oder wenigstens eine Abart davon wieder in Ansehen zu bringen. Aber die fashionablen Damen von heute galten die altmodischen Bilder ihrer Mutter nicht umsonst betrachtet. Sie erklärten, daß es nie eine schauerlichere Mode gegeben hätte, als die Crinoline, und dabei blieb es. Als andere nach besser dagegen, der Kohlenlektipputz, die abschüssigen Schürzen, die riesigen Bismarck-Herme. Es ist also immerhin möglich, daß der Schleier um seiner Verdienste willen der Mode zum Trost gerettet wird. Die kleine Genebe von Tüll oder Gaz bildet einen wichtigen Bestandtheil der weiblichen Tracht und versteht nicht, dem erwünschten Eindruck hervorzufallen, wenn seine Farbe der Mode und der Geliebten entsprechend gewählt werden. Mit Grazie getragen, erhöht er die Reize eines hübschen Gesichtes und mildert die Mängel eines antiken Antlitzes, das weniger vollkommen oder annehmbar erscheint. Dieser Lastfaden viellecht, daß der Schleier fast alle Frauen gleich gut liebt, verdonkt er einen aröhen Theil seiner Beliebtheit. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat er mannichfache Wandlungen der Mode durchgemacht. Farbe, Genebe und Material haben sich häufig geändert. Die Zahl, die Größe und die Verteilung der Punkte im Schleier hat fortwährend cewechselt. Erst in jüngster Zeit wieder wurde der Versuch gemacht, eine absurde, aber unseugbar pitante Mode wieder aufzunehmen, indem man die Punkte des Schleiers von derselben Gestalt, Größe und Farbe machen ließ, wie die Schönheitsflecken, die unsere Urgroßmütter mit so viel Anmuth trugen. Wann die Schleier zuerst als dekoratives Toilettenstück aufzukommen begannen, ist schwer zu bestimmen. Wir finden sie in der Kopfbedeckung des 15. Jahrhunderts und in dem extravaganen Strickturn, bei dem der Schleier kinteten, ausgehend von der Höhe des Kessels, fast bis zum Knie herunterreichte, dann aufgetaßt und am Ende des monströsen Turmbaues befestigt wird. Am Mittelalter wurde der Schleier fast unverändert im Rücken getragen. Von diesen primitiven Anfassungen der Schleiermode bis zu dem Anfang unseres Jahrhunderts ist ein weiter Schritt. In den frühen Tagen unseres Jahrhunderts waren die Schleier fast ebenso beliebt wie bei der letzten Generation. Man hört hier auch von Brautschleieren aus weichen Spitzen. Sie gingen lose vom Rande des Hutes herab, gleichsam wie ein Vorhänge. Die jetzige Methode, Schleier zu tragen, ist sicher praktischer und gewährt größeren Schutz gegen Sonne und Wind.

— In der Schule. Lehrer: „Was weißt Du von der Gans?“ Schüler: „Man kann sie schlachten.“ Lehrer: „Und was noch?“ Schüler: „Man kann sie essen.“ Lehrer: „Nur weiter!“ Schüler: „Man kann sie rupfen.“ Lehrer: „Nun und was bekommt man dann, wenn man sie rupft?“ Schüler (schweigend). — Lehrer: „Was habi Ihr denn zu Hause in Euren Betten?“ Schüler: „Wangen!“